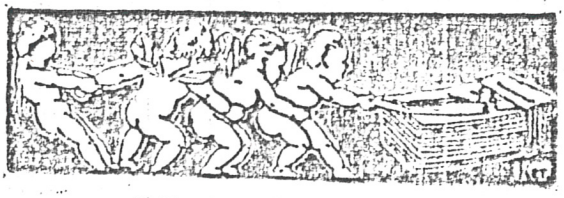
3641 19.02.1928 So

A:
J.: Über P. Pauly's Aufsatz: "Die Witwe"
- Formdilettantismus.



Abreißkalender.

Von P. Pauly steht in der letzten Nummer (4) der Cahiers Luxembourgeois eine Novelle „Die Witwe", die als starke Talentprobe eines unserer Jüngsten allen literarisch interessierten Landsleuten signalisiert sei. Das Psychologische darin ist von unheimlich packender Eindringlichkeit, das Äußerliche ist so unmittelbar zu greifen, alles stellt sich so herausfordernd in den Raum, daß man seine Pulse zu spüren, seine Nähe zu riechen glaubt.

Sachlich also — das Sachliche ganz allgemein und im besten Sinn gefaßt, — ist diese Erzählung hoch zu bewerten.

Stilistisch ist sie aber gradezu ein Paradigma der Mängel, die aus der Prosa und Poesie unserer Jungen und Jüngsten schreien. Auch mancher Älteren, leider.

Im Ablauf der Sätze ist ein Schwung, ein Pathos und Rhythmus, eine Klassizität, möchte man sagen, die an die Besten, die an Thomas Mann zum Beispiel erinnern.

Sieht man dann näher zu, läßt man sich von den vagen Schwebungen dieses Stils nicht berücken, so entdeckt man die Schnitzer gegen die Formregeln und gegen das Sprachgefühl.

Denn es gibt auch für den Dichter, für den Vers- und Prosalyriker so gut wie für den Wissenschaftler und Leitartikler immer noch Formgesetze, die er kennen und fühlen muß, wie der Musiker die Solfeggien. Mit dieser Kenntnis hapert es bei ganzen Geschlechterreihen, die seit Jahrzehnten hier herangewachsen sind. Man stellt bei ihnen eine krankhafte Sucht nach Wortbildungen, nach zischender Originalität im Ausdruck fest, und in fünfzig von hundert Fällen hauen sie daneben, werden unverständlich, trampeln auf Grammatik und Syntax, bilden verkrüppelte Sätze, denen die Glieder verkehrt angewachsen sind, und erfinden Bilder, die alles andere als bildhaft sind.

Sie dürfen sich das erlauben, denn hier in Luxemburg ist es leider so, daß im ewigen Hinüber- und Herüberwechseln vom Luxemburgischen ins Französische und Deutsche und zurück ein richtiges, sicheres Stilgefühl nicht Wurzel fassen kann. Es wäre zum Beispiel anderswo nicht denkbar, daß von jemand, der Tag für Tag seit Jahrzehnten seine Prosa der Öffentlichkeit unterbreitet, dessen stilistische Persönlichkeit also Gemeingut sein müßte, allen Ernstes behauptet wird, diese und jene Spalte habe er sich von einem oder einer andern schreiben lassen. Das Beleidigende für ihn liegt natürlich nicht so sehr in der Annahme, daß er das nicht ebensogut gekonnt hätte, wie in der naiven Voraussetzung, ein Mensch mit literarischem Sauberkeitsgefühl gebe stillschweigend Arbeiten hinaus, die einen andern als Verfasser haben und von denen er dennoch annehmen muß, sie werden ihm zugeschrieben. Plagiaren gegenüber hat man hierzulande allerdings immer große Nachsicht geübt.

Um wieder auf „Die Witwe" zurückzukommen: P. Pauly spricht darin zum Beispiel vom „Wehen des Sommers", vom „weißgelben Abend", von einem „durchläutenden blauen Himmel", von einer „knöchernen Abmagerung", von einem „plötzlich aufgebrochenen Sommer", von einem Vergleichen „von dem — zu dem", von Berufen, die einem „der Alltag aufdrückt", von einer Haut, die „von der Nasenwurzel zu beiden Seiten ungewöhnlich weit in die Augen rückte", von einem übergroßen usw. Menschen, der neben der Witwe „hing", von einem, der „in den Fülle der üppigen Frau badete" u. s. w. u. s. w. Er spricht von einem Mann, „der das ganze Jahr über an „sein Pult gefesselt ist und nun, frei von jedem „Zwang, durch den weißgelben Abend gehen darf, „im mildtrunkenen Duft eines versiegenden „Sommertags, dieser Sättigung eingedämmter „Glut, Erfülltsein von Staub und Berieselung „mit reinem Wind."

Dies Beispiel steht nicht vereinzelt. Es gibt einen gradezu schematischen Begriff von der Sucht, allerhand vermeintlich malerisches Wortgut in einen Satz zu packen, dessen Teile im organischen Satzbau in der Luft hängen.

Das ist übler Formdilettantismus, und gegen ihn hätte längst die Schule energisch angehen müssen, statt den jungen Leuten die Köpfe vollzustopfen mit kindischem Wortgeklingel.

Dimanche 19.2.1928